Die Frau Major [Fortsetzung]

Autor(en): **Haller, Lilli**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **3 (1913)**

Heft 40

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-640206

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 40 · 1913 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 4. Oktober

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Schrei.

Von Emil Schibli, Bern.

Sturm peitscht die Nacht. Die Bäume beugen sich im Wind und stöhnen.
Der Himmel droht. Die Wolken fliehen dichtgedrängt wie Schafe.
Nur ich bin wach. Kein Licht umher. Die Menschen ruhn im Schlafe.
Der Sturm ist los! Es zuckt der Blitz und ferne Donner dröhnen.

Turmglockenschlag dumpf und zerrissen will mich mahnen:
Zur Ruh, zur Ruh. Ich aber höre auf das Sturmgesause.
Mich friert im Wind — Gespenster gehen um im alten Hause
Und Furcht erfüllt mich plötzlich nun, und schweres, trübes Ahnen.

O Wahnsinn ist das Sein! O einsam bin ich sondergleichen!
Gib Frieden Gott! Erfülle meine Einsamkeit! Gib tiefstes Denken,
Laß meinen Geist in alte Lebensgründe sich versenken!
Zeig einen Bruder mir, ich will ihm meine Hände reichen . . .

Es ist wohl spät. Noch suchen meine müden Augen Sterne.
Laß ab du armes Herz! Wer will dich trösten und erquicken?
Laß ab, laß ab! Die Stunde flieht. Und die Minuten ticken
In tiefe Nacht — Mein Weg ist dunkel und das Glück ist ferne.

Die Frau Major.

Von Lilli Haller.

(Preisgekrönte Berner Novelle. Aus dem Wettbewerb der „Berner Woche“: 1. Preis.) 6.

Dr. Eduard Meyer legte auf einmal beide Enden seines Schlafrocks vor sich auf die Knie. Es war ihm, als ob das großgetupfte Kleidungsstück ihn plötzlich sehr geniere. Entschieden paßte es nicht zur Situation. Aber nicht nur der Schlafrock, auch die Filzpantoffel. Er verbarg sie hinter dem Stuhlbein. Höchst unbehaglich ward ihm zu Mut. Hatte nicht Albertine im tiefen, grünen Sessel vor ihm ein klein, klein wenig Spott in die Stimme gelegt, als sie die letzten Worte sprach? Was meinte sie überhaupt damit, sie beide seien über das Alter hinaus, in welchem . . . . .

Er strich mit der Hand über den grauen, vollen Bart.

Albertine begann von neuem: „Weißt du was? Ich denke, das beste ist, ich tue hier jemandem die kleine, für mich und sie aber wichtige Ehre an und plaudere gelegentlich über unsere uralte Freundschaft. Dann wird gewiß die Sache anders angesehen. Ich glaube, ich wende mich an die Frau Major; sie ist die Temperamentvollste von allen. Mir scheint von ihr geht das Komplöttchen aus. Dann kann sie auch gleich mit Flicken der zerrissenen Maschen beginnen.“

„Das also willst du tun?“ fragte er nach einer Weile zerstreut.

„Ja,“ lautete die Antwort. „Du Eduard sahst und siehst ja nie, was um dich herum vorgeht. Du sitzest über deinen Abhandlungen, machst deine täglichen Spaziergänge, schießest um die Ecken und hörst und gewahrst nichts. So warst du übrigens immer. Einer, den die Welt, die kleine, nichts anging.“

„Ist auch nicht nötig,“ entgegnet er. „Du willst doch nicht damit sagen, daß ich die Augen aufmachen soll, speziell um kleinliche, enge Dinge zu sehen?“

„Das nun gerade nicht. Hie und da hätte dir zwar vielleicht ein aufmerksameres Beobachten nicht geschadet.“ Einen Augenblick hält sie inne, dann fährt sie fort: „Was nun aber mich betrifft, rechne ich mit dem Kleinen. Dafür bin ich Frau. Und zu uns Frauen gehört das Kleine, Nächstliegende. Ich glaube sogar, alles in der Welt ist von derselben Wichtigkeit für das letzte Ende; das ganz Große, wie das ganz Kleine. Das habe ich herausgefunden seit ich wieder in den engen Grenzen meiner Heimat bin und hier im Hause. Ich glaube auch, der altersgraue, zahme Spittel hat mit seiner engen Atmosphäre ebenso Bedeutung und Berechtigung wie das Bundeshaus. Du lächelst? Dort sind die wachen Köpfe, hier die müden. Und weil sie müde sind, müde vom Leben, die alten Leute, so haben sie ihren Gedanken enge, schmale Grenzen gezogen. Ich weiß aber, es steckt neben dem Lächerlichen viel Güte und kleine Weisheit

hinter den meisten von ihnen. Ich habe diese Güte und kleine Weisheit bloß bis jetzt nicht gesucht, weil ich mich in die neuen Verhältnisse hineinleben mußte, und weil, nun, — weil du dann kamst."

Es herrschte Schweigen im Zimmer. Ganz still wurde es; man hörte die Uhr des Doktors in seiner Westentasche ticken.

„Albertine," sagt er endlich.

„Nun?" erklang es aufhorchend aus der Stuhlecke.

„Ich soll also meine Besuche einstellen?"

„Ja, für eine Zeitlang."

„Du willst die Frau Major über unser altes Verhältnis aufklären?"

„Ja."

„Wann gedenkst du es zu tun?"

„Morgen Abend. Ich weiß, dann sitzt sie bei ihrer Lampe allein und legt sich eine Patience."

„Gut."

Nach diesem „Gut" erhob sich Dr. Eduard Meyer; er blieb im Dunkeln einen Augenblick wie wartend vor dem bewohnten, tiefen Sessel stehen. Aber er sprach kein Wort, weil er einfach keins finden konnte, kein rechtes, passendes, praktisches, ein Rat- und Tat- und Ausgangswort. Nicht einmal „Gute Nacht" wünschte er, der Merkwürdige, sondern er stolperte über den Teppich am Boden der Tür entgegen. Sie fiel ziemlich geräuschvoll hinter ihm ins Schloß, so daß die Glasscheiben unter dem grünen Vorhänglein klirrten.

Die feine, kluge Albertine aber blieb bis spät in die Nacht hinein in der dunkeln Sesselnische sitzen.

Am andern Tag lief die Frau Major von Tür zu Tür und weibelte für die Schnittli-Campagne. Ihr Werbebesuch galt aber nur den Frauen, die sie irgendwie als „Persönlichkeiten" betrachtete. Die andern, die Feigen, kamen nicht in Frage, die waren mit allem auf der Welt zufrieden und einverstanden.

Frau Künsch sagte zu, allerdings erst, nachdem die Agitatorin sie lange überredet. Wenige Mühe brauchte es bei der Eroberung von Jungfer Werner. Sie kochte sich eben Thee auf einem Ardent, der auf hohem Tabouret zwischen den Doppeltüren stand.

„Gewiß mache ich mit, gewiß. Nur möchte ich dann nicht etwa reden. Und es wäre mir lieb, wenn ich nicht zu allervorderst in der Reihe zu stehen käme, Sie verstehen ja, Frau Major."

Jungfer Schwyzer versprach auch. Aber erst um drei Uhr könne sie erscheinen, versicherte sie, weil sie absolut bis drei Uhr schlafen müsse, da sie in der Nacht so viel mit wachen Augen daliege.

Da wären also bereits ihrer Sieben beisammen. Noch fehlte eine Achte. Man klopfte bei Frau Stoß an, der gewesenen Spezereihändlerin.

„Warum nicht?" meinte sie. „Wenn die andern mitmachen. Den Kopf wird's nicht kosten. Und die Schnittli sind einem wirklich verleidet."

Um drei Uhr wollte man sich im Riesenzimmer der Frau Major einfinden. —

In graugeblumter Seidenbluse stellte diese die schweren Stühle um den Tisch herum. Die Frauen würden sich ja vielleicht noch ein wenig gemeinsam beraten wollen, bevor man die zwei Treppen hinunterstieg und an der Messingklingel beim Verwalter läutete.

Zu allererst erschien die alte Frau Blau im schwarzen Eiswollentüchlein; gleich nachher die zwei andern Eingeladenen von der Wabernpartie. Hierauf folgten aber nur noch Frau Stoß und Frau Künsch. Jungfer Werner ließ sagen, man solle nicht auf sie rechnen, sie leide an plötzlicher, furchtbarer Migräne. Man wartete also auf die Achte, Jungfer Schwyzer, die wohl ihr Mittagsschläfchen noch nicht beendet hatte. Bereits zeigte die Uhr zwanzig Minuten nach drei. Als man aber jemand sandte, um die Verspätete zu holen, fanden sich auf dem Schiefertäfelchen vor ihrer Tür die Worte: „Ausgegangen."

Gut, man ging eben zu Sechsen. Das Zeichen zum Aufbruch wurde gegeben. Der kleine Zug begab sich hinaus und marschierte langsam, gemessen durch die Gänge. An der Spitze die Frau Major. Hoch trug sie den grauen Kopf und hielt sich aufrecht, wie der Bannerträger vor seinen Getreuen. Es war, als ob sie auszöge wider den Feind, furchtlos in den guten Kampf für Freiheit und Vaterland. Sie ging mit raschen, gewichtigen Schritten. Die andern blieben nach und nach ein wenig hinter ihr zurück, flüsterten, tuschelten. Sie merkte es nicht, marschierte die Treppe hinunter, an den Pfründerstuben vorbei im ersten Stock, der Torhutte, die seit undenklichen Zeiten an der Ecke stand. Vor der Apotheke machte sie endlich Halt, und lehnte sich, auf ihre Truppe wartend, an die Balustrade der Treppe.

„Warten Sie doch ein wenig," keuchte mit engem Atem die gewesene Spezereihändlerin, „ich muß wirklich zuerst ein wenig verschnaufen." Dann folgten die andern und lehnten sich eine nach der andern auch an die Balustrade. So standen sie eine Weile und schwiegen. Dann aber hub Frau Stoß vorsichtig an: „Wissen Sie was mir scheint, Frau Major? Nicht daß mir, Gott bewahre, etwa der Mut fehlte — aber mir scheint, wir richten nichts aus. Ich möchte natürlich dies nur so bemerkt haben." Und sie beugte sich vor und spähte über das Treppengeländer hinunter, ob nicht vielleicht jemand unten vorbeigehe und die Versammlung da oben gewahre.

„Ganz der selben Meinung bin ich auch," fiel Jungfer Trachsel im selbstgehäckelten Fichu ein, und aus ihrem Ton klang es wie Erlösung von einer zu schwierig befundenen Pflicht. „Und schließlich sind die Schnittli das letzte Mal gar nicht schlecht gewesen." Sie blickte erwartend im Kreis herum.

„Im Gegenteil, sie waren delizios," half nun auch Jungfer Moser mit der Sammtmasche.

Frau Künsch guckte auch über das Geländer und flüsterte: „Ich habe das Gefühl, wir schaden uns mehr, als wir uns nützen."

„Warum?" fragte mißtrauisch geworden die Frau Major, denn bereits begann sie etwas zu ahnen.

„Es könnte sein," flüsterte Frau Künsch weiter, „daß er uns erwidert: Wem's nicht paßt, der kann gehen, wie er es schon oft getan hat."

„Eben das fürchte ich auch," mischte sich Frau Stoß ein. „Und dann?"

„Er hat kein Recht, so was zu erwidern," fauchte die Frau Major. „Er ist selbst von der Burgerschaft angestellt."

„Er wird es aber doch tun," meinte Jungfer Moser. „Mir scheint, am besten wäre es, wir ließen ihn machen, so

wie er will. Und wie gesagt, waren die Schnittli das letzte Mal wirklich delizios."

„Ja, und noch eins," eröffnete leise wieder Frau Künsch. „Mein Neffe ist beim Bruder vom Verwalter im Geschäft; wer weiß, ob das dem armen Jungen nicht schaden könnte."

„Man kann den Menschen allerdings nicht ins Herz sehen," bedeutete pathetisch Jungfer Trachsel. „Das Beste wäre sicher, wir überlegten uns die Sache noch einmal. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit."

Das Wort „Flucht" war noch nicht ausgesprochen. Jungfer Moser aber bewegte es lebhaft hin und her in ihrem Kopfe. Die Scheu vor der Frau Major hielt sie einstweilen noch zurück. So blieben denn die sechs alten Frauen immer noch beisammen stehen an der Balustrade und flüsterten eine Weile weiter. Dann aber schlug sich Jungfer Moser auf einmal in beide Hände: „Herrjeh," sagte sie, „da habe ich völlig vergessen, daß ich meiner Kusine versprochen habe, mit ihr auf den Friedhof zu gehen!" Und fort war sie, um die Ecke, wo die Torfhutte stand.

Wieder flüsterten die Zürückgebliebenen noch ein Weilchen, da erklärte Frau Künsch: „Wie es zieht hier! Irgendwo im Gang muß ein Fenster offen stehen. Und ich habe keine Watte in den Ohren."

Und auch sie verschwand um die Ecke, wo die Torfhutte stand, um das Zugwindfenster zu schließen.

Sie entfernten sich alle, eine um die andere. Der Mut reichte nicht aus. Der Mann drunten war zu gewaltig. An der Balustrade lehnten zuletzt nur noch aufrecht die Frau Major und klein, vornübergebeugt, die 82jährige Frau Blau, die die ganze Zeit über geschwiegen hatte.

„Und nun?" fragte sie mit ihrem kleinen, weltweisen Lächeln, „Frau Major, gehen wir zwei nun allein reklamieren?"

„Nein, ich danke, entgegnet diese mit der Stimme tiefster Empörung, „mögen sie ihre Schnittli weiter essen. Ich verliere kein Wort mehr."

Und damit schritt sie laut, rasch, hallend durch den leeren Gang zurück. Hinter ihr her trippelte langsam, mühvoll, als einzige Getreue, die Frau im schneeweißen Haar mit dem schwarzen Wolltüchlein darüber.

(Fortsetzung folgt.)

Fahrendes Volk.

Ich weiß es noch, was unsere Mutter sagte: „Ihr seid alle miteinander Waldvagabunden!" Und ein warmes Sonnenlächeln lief über ihr gütiges Frauengesicht. „Geht meinetwegen, aber macht, daß nichts Dummes passiert!" — Und fort gingen wir Mädchen und Buben wie auf wilden Rossen querfeldein nach dem Wald, nach dem Bremgartenwald. Aber was wißt ihr Heutigen von den Kriegslagern, die wir Kinder tagelang im „Brämer" feierten; von den Holzfesten, die wir schufen; vom Schatzgraben in später Sommernacht auf „Nägelisboden" und vom Fleisch- und Kartoffelbraten in der „Rittere", hoch am Nagelfluhhang, dem „Ländli" gegenüber. Nichts wißt ihr, gar nichts. . . . Damals kannten wir jeden Baum im Bremgartenwald, von der „Aeußern Enge" bis nach „Bethlehem", und weiter bis zum Kappelenbrücklein; jedes Weglein waren wir gegangen, jede Brombeerhecke kannten wir im Blühen und Reifen und jede Waldlichtung wußten wir zu finden, wenn die Zeit um die Himbeerreife war. — Und was für Entdeckungen und Bekanntschaften wir auf unsern Fahrten durch den weiten, weiten Wald machten! —

Einmal, an einem späten Sommernachmittag, kamen wir Buben von der Haselnußernte. Jeder hatte ein kleines Zwilchsäcklein voll Nüsse erjagt. Fröhlich singend und zwischendurch Nüsse knackend, strichen wir durch den niedern Buchenwald. Weithin summte das Echo und wo wir durchkamen, schreckten die Vögel schreiend davon. Daß uns die Zweige wie zornig ins Gesicht schlugen, störte uns nicht. Auf eine Schramme mehr oder weniger kam es nicht an. Wenn aber einmal alle schwiegen, was selten vorkam, war unser Gehen ein Schleichen wie auf Filzsohlen oder ein Rascheln wie ein Laubschütteln.

Auf einmal streckten wir die Spürnasen in die harzige Luft. Einer hatte Holzrauch gewittert und ein anderer fremde menschliche Stimmen vernommen. Jetzt kam ganz deutlich von irgendwoher ein tierhaft kleiner Schrei an den jungen Buchen vorbei zu uns. Und jetzt noch einer und noch einer.

„Hoppla, galopp!" kommandierte der älteste. Dann stürmten wir den ausklingenden Rufen entgegen. Wenige Augenblicke später befanden wir uns in einer kleinen Waldmulde. Ein Bächlein floß braun in eine helle Lichtung hinein. Später gewahrten wir, vom tiefen Grün des Waldes scharf abgehoben, einen gedeckten Wagen, ähnlich wie ihn Zigeuner mitführen sollten. Aus dem Dach stach ein Kaminrohr vorwitzig in die Luft. Unweit des Wagens war auf dem braunen Waldboden ein aus Steinen zusammengesetzter Herd zu sehen. Ein großer Kessel hing darüber, ein sanftes Räuchlein umwölkte ihn und zog in bläulichen Nebellinien zu uns herüber. „Du, sieh da, Zigeuner!" flüsterte einer in scheuer Begriffslosigkeit. „Aber nein," erregte sich ein anderer, „das sind die Messerschleifers," und schritt nach der Lagerstätte hin. Wir andern hinter ihm drein. Vor dem Wagen, auf dem Waldboden, hockte die Familie wie ein Völklein Hühner. Mitten unter ihnen, auf einem morschen Baumstumpf, saß eine Frau, die Mutter. Rings um sie kauerten die Jungen. Sobald sie uns sah, erhob sie sich und kam auf uns zu. Auf den Armen trug sie ein länglich gewickeltes Lumpenbündel, daraus ein kleines weißes Gesichtchen leuchtete. Zwei Fäustchen waren krampfhaft bemüht, den kleinen Mund zu stopfen. Sie mußte ihr Junges eben gestillt haben, denn ihre flache Brust stach bläulichweiß vom schmutzigen Kittel ab. Jetzt kamen zwei Buben fast gleichzeitig herzu, die sonderbaren Waldgeschöpfchen glichen in ihren rundlichen Köpfen, dem blonden, fellartigen Haar, das an den Schläfen leicht gekräuselt war. Sie gingen barfuß und ihre kurzen Beine steckten in abgesägten Männerhosen. Ein Träger lief von links vorne quer über die Brust nach rechts hinten und hielt die Hosen mühsam vom Boden hoch. Ein paar kleinere Kinder, die noch nicht so flink auf den Füßen waren, wie die beiden ältern, trabten herzu. Eines deckte bloß mit dem viel zu kurzen Hemdchen das Nackte des jungen Leibes, während ein anderes das lange Prinzeßkleidchen eines Herrschaftskindes austrug und unter weißem Blondhaar, das wirr über sein Gesichtchen hing, aus dunklen Augen neugierig scheu auf uns sah. Ich sehe die Augen dieses Mädchens heute noch, die wie eine stumme Frage auf uns gerichtet waren.

„Was habt ihr in euren Säcklein?" fragte jetzt die Frau, und sah mit warmen, sanften, leidenden Augen zu uns und streichelte mir die Wangen. Mit schnellen, lautlosen Schritten kamen die Jungen herzu und als wir unsere Säcklein